

Vanessa Lafaye
Das Haus des Kolibris

Vanessa Lafaye

Das Haus des Kolibris

Roman

Deutsch von Andrea Brandl

LIMES

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»At First Light« bei Orion Books, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter
enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine
Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen,
sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt
der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © Vanessa Lafaye 2017
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019 by Limes
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Redaktion: Angela Kuepper
Umschlaggestaltung: www.bürosüd.de
Umschlagmotiv: [iStock.com/GabrielPevide](https://www.iStock.com/GabrielPevide)
AF · Herstellung: sam
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8090-2699-0

www.limes-verlag.de

*Für James,
noch immer und für immer*

La pájara pinta

*Estaba la pájara pinta
sentada en un verde limón.
Con el pico cortaba la rama,
con la rama cortaba la flor.*

Ay, ay, ay!

Cuándo vendrá mi amor ...

*Me arrodillo a los pies de mi amante,
me levanto constante, constante.
Dame la mano, dame la otra,
dame un besito sobre la boca.*

*Daré la media vuelta,
Daré la vuelta entera,
Con un pasito atrás,
Haciendo la reverencia.*

*Pero no, pero no, pero no,
porque me da vergüenza,
pero sí, pero sí, pero sí,
porque te quiero a ti.*

Der gefleckte Vogel

*Es war einmal ein bunter Vogel
In einem grünen Zitronenbaum,
Brach den Zweig mit seinem Schnabel,
Brach die Blume mit dem Zweig.*

Ay, ay, ay!

Wann wird mein Liebster bei mir sein?

*Ich knie zu Füßen meines Liebsten,
Erhebe mich, treu, oh, so treu,
Gib mir die Hand, die andere auch,
Und einen Kuss, ja, auf den Mund.*

*Ich mache eine halbe Drehung,
Die ganze Drehung gleich danach,
Dann einen Schritt zurück,
Verneige mich vor dir.*

*O nein, nein, nein, nein, nein,
Ich schäme mich doch so,
O ja, ja, ja, ja, ja,
Ich liebe dich doch so.*

Traditionelles kubanisches Kinderlied

Prolog

Key West, 1993

Atemlos eilt sie an ihrem letzten Tag in Freiheit die Tamarind Street entlang und betritt ihren Garten. Eine Hand auf dem rostigen Schloss des Türchens, bleibt sie stehen, bezaubert von der Schönheit. Ausgerechnet heute wirkt der Garten so friedlich, die schattige Stille nach dem Szenario im Park beinahe surreal. Schwer und verführerisch reif hängen die Guaven an den Bäumen, die orangefarbenen Strelitzien wippen sanft in der leisen, duftenden Brise. *Bleib, ruh dich aus*, scheint das Wasser zu flüstern, das aus dem Brunnen über die Steine fließt.

Selbst mit ihren sechsundneunzig Jahren ist sie daran gewöhnt, alle Erledigungen mithilfe ihres Gehstocks aus Platanenholz zu Fuß zu machen, doch der stramme Marsch nach Hause war ziemlich anstrengend. Ihr Herz hämmert, sowohl von der Anstrengung als auch vom Wissen darum, was sie gleich tun wird. Könnte sie doch nur die Zeit zurückdrehen, zur Morgendämmerung, und zum Markt statt in den Park gehen. Könnte sie doch nur ungesehen machen, was sie beobachtet hat, und sich stattdessen mit einem schönen Glas Limonade in ihren Lieblingsstuhl unter der Kokospalme setzen.

Aber das geht nicht.

Auf den Stock gestützt, öffnet sie die Hintertür und geht in ihr Schlafzimmer, dessen hölzerne Fensterläden gegen die drückende Mittagshitze geschlossen sind. Die Klimaanlage ist ausgeschaltet, weil sie nicht damit gerechnet hat, so schnell zurück zu sein. Im sepiafarbenen Halbdunkel greift sie in den hintersten Winkel ihres Kleiderschranks. Ihre Hand weiß ganz genau, wonach sie sucht: nach der Zigarrenkiste mit dem verblichenen Logo der Gato-Fabrik auf dem Deckel. Sie gestattet sich eine kurze Verschnaufpause auf dem Bett, hin- und hergerissen zwischen dem Bedürfnis, in Erinnerungen zu schwelgen, und dem Drang, ihre Mission zu erfüllen. Sie streicht über den Deckel. Schließlich ist es die drückende Hitze, die sie aufstehen und hinausgehen lässt.

Im Garten atmet sie tief durch, saugt das üppige Grün in ihre Lunge, während die Erinnerung vor ihrem geistigen Auge aufflammt, wie sie die Waffe das letzte Mal gesehen hat, in seiner Hand. Er hielt sie mit der lässigen Routine eines Soldaten, die kräftigen Finger in einer wunderschönen Kurve um den Griff aus Walnussholz gelegt. Sie nimmt den Colt aus der Kiste, fragt sich, ob wohl seine Fingerabdrücke darauf sind, sie vielleicht sogar noch seine Pomade an ihm riechen kann. Aber jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt für nostalgische Schwärmerereien. Die Waffe lässt sich mühelos in ihre Handtasche stecken, ihr Gewicht ist schwer, solide. Über siebzig Jahre lang hat sie in der Kiste gelegen, geölt und in ein Tuch geschlagen, und auf diesen Tag gewartet; auf den Tag, vor dem sie sich so gefürchtet und gehofft hat, er möge niemals kommen.

Ein Kolibri flattert an ihrem Ohr vorbei – es ist Pablito, der sie häufig zum Frühstück besucht, um Zuckerwasser von ihrem Löffel zu naschen. »*Adiós, mi amor*«, flüstert sie. Ihr Blick bleibt an einem Büschel Unkraut hängen, das aus den Ritzen zwischen den roten Ziegeln des Gartenwegs ragt. Am liebsten würde sie es herausreißen, aber sie hat Angst, dass sie nicht mehr hochkommt, wenn sie sich bückt. Also wird es eben weiterwachsen, bis die neuen Eigentümer das Haus übernehmen. Sie kann nur hoffen, dass sie diese kühle, zerbrechliche Oase zu würdigen wissen und sie nicht in eine weitere pseudo-schicke Frühstückspension umfunktionieren. Im Lauf der Jahre hat sie eine Menge Angebote von Immobilienhaien bekommen, die sich die geschichtliche Einzigartigkeit des Anwesens unbedingt zunutze machen wollten.

Ihr Rücken protestiert, ihre Gelenke ächzen. Mit geschlossenen Augen lässt sie sich gegen die moosbedeckte Mauer sinken und sammelt sich. Sie spürt den Colt an ihrer Hüfte. Die Botschaft ist eindeutig: *Zeit zu gehen*. Sie lenkt ihre Gedanken auf das, was vor ihr liegt, und greift nach ihrem Stock. Sie ist ganz ruhig, entschlossen. Und unbeschreiblich traurig.

Mit einem letzten Blick auf das Anwesen öffnet sie das Gartentürchen, tritt hinaus und schlägt den Weg zum Park ein.

Zwei Stunden später reißt aufgeregtes Stimmengewirr aus dem Polizeifunkgerät Chief Roy Campbell aus dem Schlaf. Er sitzt an seinem Schreibtisch, doch das Surren der Klimaanlage neben seinem gesunden Ohr macht es ihm unmöglich, die Worte zu verstehen. Sein Gesicht ist

ganz heiß, der Mund staubtrocken. Bestimmt hat er geschnarcht. Er schüttelt den Kopf, um die Benommenheit loszuwerden. Nur gut, dass der Einsatzraum leer ist; alle Beamten sind bei der Versammlung im Park, um dort für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Er könnte bei seinen Leuten sein, Steuergelder verpulvern, indem er gewährleistet, dass eine Handvoll rassistischer Arschlöcher auch ja ihre verfassungsmäßig garantierten Rechte ausschöpfen können. Stattdessen hat er sich entschlossen, auf dem Revier die Stellung zu halten und sein Büro auszuräumen. Das ist auch besser so. Eine gewalttätige Auseinandersetzung mit einem Mitglied des Ku-Klux-Klans eine Woche vor der Pensionierung könnte alles zunichtemachen, was er sich im Laufe seiner langen, wenngleich unspektakulären Polizistenkarriere aufgebaut hat. Beim Anblick dieser albernen, hasserfüllten Kapuzentypen bei ihrer offiziell angemeldeten Versammlung im Bayview Park könnte selbst seine eiserne Disziplin flöten gehen. Er sieht sich bereits mit der schlechten Nachricht nach Hause kommen. *Hi, Clarisse, du ahnst nicht, was passiert ist. Ich habe einem Kapuzenmann in die Fresse gehauen! Das war's mit meiner Pension!*

Und es ist Sonntag. Trotz der fünfzig Prozent Zuschlag würde er viel lieber mit einem Bier in der Hand in dem Minipool abhängen, den Clarisse unbedingt haben wollte, weil in der Nachbarschaft alle einen im Garten stehen haben. Bis heute hat sie es nicht geschafft, sich einen Lebensstil anzugewöhnen, der zu einem Polizistengehalt passt. Was allein schon die allmonatliche Kreditkartenabrechnung beweist. Und selbst nach all den Jahren und seinem schneckentempohaften Aufstieg auf

der Karriereleiter kann sie nicht akzeptieren, dass ihm der eine große Fall bislang verwehrt blieb – ein Coup von der Sorte, die einen in die Abendnachrichten bringt ... und ihr Oberwasser bei den Damen in ihrem Bridgeclub verschaffen würde. Nach der Hochzeit brauchte er eine ganze Weile, bis er begriff, dass sie eigentlich einen Bullen à la Jack Webb aus *Polizeibericht* wollte: einen glamourösen, gefährlichen, sexy Supercop. Mit den Jahren wurden die Fernsehserien immer exotischer, und Clarisses Mundwinkel zeigten immer weiter nach unten. Bei *Hawaii Five-0* hingen sie bereits beträchtlich tief, bei *Miami Vice* war es noch viel schlimmer. Ihre Enttäuschung über ihn ist wie eine Wunde, die einfach nicht verheilen will.

In ihren Augen ist sein Vater dafür verantwortlich, dass er, Roy, sich für einen Job entschieden hat, der rückblickend betrachtet ganz und gar nicht seinem Naturell entspricht. Vermutlich hat sie recht damit, denkt er und blickt auf den in der Hitze flirrenden Parkplatz hinaus. Eigentlich hätte er Fischer werden sollen. Angeln gehört zu seinen Lieblingsbeschäftigungen, und er wünschte, er könnte jetzt auf einem Boot sein, mit einem prächtigen Marlin am Haken und einer Kühlbox Bier neben sich. Sein ganzes Leben war ein langer, erfolgloser Versuch, denselben Ruf zu erlangen wie sein Vater, Sheriff Dwayne Campbell.

Key West ist seine letzte Station: das Ende der Fahnenstange ... in vielerlei Hinsicht.

Er steht auf, um sein Blut ein bisschen in Bewegung zu bringen, und zieht das Hemd über dem ausladenden Bauch zurecht. Sein Magen sagt ihm, dass es Zeit fürs

Mittagessen ist; heute steht sein Sonntagsleckerbissen auf dem Programm, ein großes, saftiges Shrimpssandwich unten bei Johnny's am Dock. Er greift nach seinen Blutdrucktabletten.

Das Gekrächze aus dem Lautsprecher verwandelt sich in Wörter – *Ein Opfer ... männlich ... Klan-Mitglied ... Verdächtige in Gewahrsam*. Er fährt sich mit dem Handrücken übers Gesicht und fragt sich einen Moment lang, ob er träumt, doch die Vermutung wird durch ein ungewohntes Gefühl Lügen gestraft: Adrenalin, das durch seine Venen schießt. »Tja, das bedeutet eine Menge Papierkram«, sagt er in den leeren Einsatzraum hinein, aber das kommt ihm durchaus gelegen, denn Papierkram zu erledigen gehört zu seinen größten Stärken.

Im nächsten Moment werden die Reviertüren abrupt aufgerissen, eine Woge aus heißer Luft, dunklen Uniformen und erregten Stimmen spült herein – zuerst Big Mike, sein Sergeant, gefolgt von Javier und Meredith, beide mit düsteren Gesichtern und angespannten Kiefern, und schließlich der Rest der Mannschaft. Roy sieht Meredith an, deren Augen hinter den dicken Brillengläsern riesig wirken. Fischauge, wie alle auf dem Revier sie nennen (wenn auch nur hinter ihrem Rücken), wirkt ziemlich aufgewühlt. Das ist besorgniserregend, weil Meredith die härteste Nuss der Mannschaft ist. Die Krokodilstränen einer Dragqueen, die flehenden Bitten eines Junkies, die Drohungen von wichtigtuertischen Studentenbürschchen ... all das perlt normalerweise an ihr ab wie geschmolzene Butter an einem Maiskolben. Aber jetzt scheint sie den Tränen nahe zu sein.

Roy hustet, um das Rumpeln seines knurrenden Ma-

gens zu übertönen, und tritt hinter seinem Schreibtisch hervor. Alles, was er sieht, ist eine Traube aus blauen Hemden. »Was ist denn passiert?«, fragt er. »Wo ist der Täter? Oder wart ihr es etwa, im Kollektiv?« Keiner verzieht eine Miene, zeigt auch nur den Anflug eines Lächelns.

Die blauen Hemden teilen sich vor ihm und geben den Blick auf eine winzige weißhaarige Frau frei, die mindestens neunzig sein muss. Sie reicht Big Mike gerade mal bis zur Brustmitte. Ihr Blick ist auf den Boden geheftet. Die Handschellen drohen über ihre zarten Handgelenke zu rutschen. Sie sieht aus wie ein zerbrechliches Vögelchen in einem Käfig. Ihm fällt auf, dass sie praktisch die gleiche Hautfarbe hat wie er – hellbraun, *café con leche*. Seine Hautfarbe hat sein gesamtes Leben bestimmt. Er weiß ganz genau, was die Leute über ihn sagen: dass er es nur deswegen nach seiner dermaßen laschen Karriere zum Chief gebracht hat, weil er von einer Handvoll politisch überkorrekter Liberaler gepusht wurde, die unbedingt die von weißen Gesichtern dominierten Fotos in den Vorgesetztenbüros mit einem Klecks Braun auflockern wollten. Aber er kennt die Wahrheit – er ist Chief geworden, weil er kapiert hat, wie man sich durchmogelt, wie man Ärger aus dem Weg geht. Und diese kleine Frau hier bedeutet Ärger, und zwar eine tüchtige Portion davon. Auf dem Rand ihres Schuhs, einem jener bequemen, von Senioren bevorzugten Slipper, bemerkt er einen kleinen Fleck, der nach Blut aussieht. Er ist immer noch hellrot.

Big Mike zückt sein Notizbuch. »Charlie ›Bucket‹ Simpkins, Kleagle des Klans, wurde heute um 12.34 Uhr

im Bayview Park vor den Augen von ...« – kurz hält er inne und blättert – »ungefähr fünfzig Zeugen erschossen.« Er sieht auf. »Und vor mehreren Kamerateams. Der herbeigerufene Notarzt konnte nur noch den Tod feststellen. Die Spurensicherung ist schon unterwegs, allerdings gibt es praktisch keine Zweifel.« Er blickt auf den weißen Lockenkopf hinab. In seiner Pranke hält er eine Beweismitteltüte mit einem antiquiert aussehenden Colt, unter seinem Arm klemmt ein dunkler hölzerner Gehstock.

»Heilige Scheiße«, dringt eine leise Stimme aus dem Hintergrund. »Und ich dachte, die Jugend hier sei schon schlimm genug.«

»Klappe, Sanchez«, blafft Javier.

Roy reckt den Hals und mustert den Grünschnabel, der rotzfrech und sichtlich stolz in seiner tadellos sauberen Uniform dasteht. Für ihn sehen diese Anfänger mit ihrer übertriebenen Begeisterung und ihren glatten Einheitsgesichtern sowieso alle gleich aus. »Raus hier, Sanchez.« Der junge Mann schlurft zur Tür. »Weiter im Text, Mike ...«

»Ich war's. Ich hab's getan«, sagt die alte Dame mit einem leichten kubanischen Akzent und blickt ihn aus ungewöhnlichen blaugrauen Augen an, die an den Himmel unmittelbar vor einem Gewitter erinnern. Sie schwankt ein klein wenig auf ihren winzigen, in den blutbespritzten Schuhen steckenden Füßen.

»Mehr sagt sie nicht«, fährt Big Mike fort. »Sie will uns weder ihren Namen noch sonst etwas verraten.« Er hebt frustriert die fleischigen Achseln. »Und ihre Handtasche will sie auch nicht hergeben.«

Tatsächlich presst die alte Frau eine schwarze Lederhandtasche fest an sich. »Ich war's. Ich hab's getan.« Diesmal liegt ein leichtes Zittern in ihrer Stimme.

Javier tritt vor und stellt einen Stuhl neben sie. »*Sientate, Mamacita.*«

Sie setzt sich, wirft ihm jedoch einen vernichtenden Blick zu. »Ich bin nicht Ihre Mamacita, junger Mann«, erklärt sie, nun wieder mit fester Stimme.

Einen Moment lang scheint keiner der gut ausgebildeten Beamten zu wissen, was zu tun ist. Die alte Frau sieht wieder zu Roy hoch. Inzwischen haben ihre Augen die Farbe von Lavendel. Und er kann ein Flehen darin erkennen. Und Schicksalsergebenheit.

»Holen Sie ihr ein Glas Wasser«, sagt er zu Javier. »Und nehmt ihr die Handschellen ab.« Mit einem letzten Blick in die bemerkenswerten Augen fügt er hinzu: »Und buchtet sie ein.«

Roy und Big Mike gehen mit ihren Kaffeetassen in der Hand ins Büro. Der fahle Schein der Neonbeleuchtung verwandelt das Gesicht des Sergeants in eine Reliefkarte des Zorns. So sauer hat Roy ihn noch nie erlebt. Vor ihnen liegen Stunden voller Papierkram, doch beide scheinen wie gelähmt zu sein. Ein Pflichtverteidiger ist bereits auf dem Weg. Die anderen sitzen im Pausenraum und zerreißen sich beim Mittagessen die Mäuler; ihm ist bewusst, dass er ihnen bald Dampf machen muss, aber eine kleine Verschnaufpause will er ihnen gönnen. Sie alle spüren, dass hier etwas von enormer Tragweite geschehen ist.

»Also, erzählen Sie alles noch mal«, sagt er. »Von Anfang an.«

Big Mike räuspert sich. Diesmal blickt er nicht auf seine Notizen, sondern starrt auf einen Wasserfleck über Roys Kopf. »Die Versammlung hat sich schon dem Ende zugeneigt. Das Interesse hielt sich sowieso in Grenzen. Bloß eine Handvoll Typen von AIDS Action hat dazwischengefunkt, und ein paar dieser schwachsinnigen Fore Fathers haben wie üblich ihre Nazigrüße gezeigt.« Die Fore Fathers sind eine Gruppierung lokaler Rassisten, die von den Einheimischen gerne scherzhaft »Vorhäute« statt Vorväter genannt werden.

»Die Verdächtige wurde beobachtet, wie sie auf das Opfer zuing, das im Rollstuhl saß. Sie redeten miteinander, aber nur kurz, allenfalls zwei Sätze.« Mikes Stimme wird leise, und er verzieht die Lippen unter seinem *Magnum*-Schnäuzer. »Dann hat sie auf ihn geschossen. Ein Mal. In die Brust. Auf die Entfernung konnte sie ihn unmöglich verfehlen. Sie musste ihren Gehstock abstellen, um die Waffe mit beiden Händen zu halten.« Mit seinen langen, breiten Fingern kratzt er an der Kaffeetasse herum. Das Geräusch ist unnatürlich laut in der Stille des Raums. Weiße Flöckchen rieseln wie Kunstschnee auf die Tischplatte. »Laut Notarzt ist der Tod sofort eingetreten.«

Roy, dem erst jetzt bewusst wird, dass er die ganze Zeit die Luft angehalten hat, atmet aus und rutscht auf seinem Stuhl nach hinten, der unter seinem Gewicht protestierend ächzt. »Der Fall kommt garantiert vor Gericht«, sagt er. »Völlig klar. Und wenn sie sich weiter schuldig bekennt, bleibt dem Richter keine andere Wahl, als sie wegen Mordes zu verurteilen. Es sei denn, sie macht einen auf Nugent.« Floyd Nugent ist eine hiesige

Legende. Er tötete seine Frau und seine Schwiegermutter mit einer Harpune und entging der Todesstrafe, weil er dem Staatsanwalt im Gerichtssaal das Ohr abzubeißen versuchte und nun den Rest seiner Tage in der geschlossenen Anstalt von Chattahoochee verbringt.

Big Mike atmet scharf ein. »Also wandert Mutter Teresa in den Knast?«

»Das haben nicht wir zu entscheiden, sondern unser großartiges Rechtssystem. Unsere Prioritäten in den nächsten vierundzwanzig Stunden sind, einen Pflichtverteidiger herzukriegen, bevor die Typen von der Mordkommission antanzen. Ich will nicht, dass sie ohne anwaltlichen Beistand mit jemandem redet. Vielleicht ist sie nicht schuldig, was sich aber erst feststellen lässt, wenn sie mit einem Psychiater gesprochen hat.«

»Ich bin ja keiner, Chief, aber die Wahrscheinlichkeit ist nicht besonders hoch, wenn Sie mich fragen.«

»Ja, das sehe ich ähnlich.« Obwohl es völlig verrückt scheint, am helllichten Tag einen Mann abzuknallen und es auch noch rundheraus zugeben, scheint ihr Verstand für ihr Alter bemerkenswert klar zu sein – verdammt, selbst für seines. Sein Verstand arbeitet auf Hochtouren, schneller als seit einer ganzen Weile. Wenn sie auch nur den Hauch einer Chance haben soll, ist es unerlässlich, dass sie wegen Totschlags und nicht wegen Mordes angeklagt wird. Im Fall eines Totschlags könnte sie mit dem richtigen Richter und einer einsichtigen Staatsanwaltschaft gegen Kautionsfreikommen und den Beginn des Prozesses an einem geeigneteren Ort als dem Bezirksgefängnis abwarten. Alles steht und fällt mit der Frage nach dem Vorsatz, ob sie die Tat zu irgendeinem

Zeitpunkt in der Vergangenheit geplant hat oder nicht. Er will lieber nicht im selben Raum sein, wenn man ihr diese Frage stellt.

»Und die zweite Priorität, Chief?«

»Wir müssen die Presse hinhalten, bis sie dem Richter vorgeführt wurde. Sagen Sie denen, dass keine Gefahr für die Öffentlichkeit besteht, da wir eine verdächtige Person in Gewahrsam haben.« *Gerade jetzt, wo sich meine Karriere dem Ende zuneigt, kriege ich meinen ersten medienwirksamen Fall. Endlich bekommt Clarisse etwas, worüber sie sich freuen kann.*

In diesem Moment platzt Javier herein. Seine dunklen Augen funkeln vor Wut. »Ich schaffe es einfach nicht, ihr die Tasche abzunehmen. Meredith auch nicht. Ich hatte Angst, die Señora wird gewaluttätig, als wir es versucht haben.«

Normalerweise hat Meredith ein Talent dafür, Tätern ihre Habseligkeiten abzuknöpfen. Wie eine Schlangenschwörerin, witzeln ihre Kollegen. Wenn sie es nicht schafft, ist die Lage ernst.

Sekunden später kommt sie mit untypisch resigniert hängenden Schultern herein. »Ich fürchte, wir müssen sie ihr erst einmal lassen. In diesem Alter ist es zu gefährlich, sich aufzuregen. Ich will das nicht auf meine Kappe nehmen müssen. Deshalb habe ich den Arzt gerufen, der sie sich ansehen und ihr etwas geben soll. Ich versuche es dann, wenn sie sich ein bisschen beruhigt hat.«

»Haben Sie inzwischen herausbekommen, wie sie heißt?«, will Roy wissen.

Sie schiebt die Daumen in ihren Waffengürtel. Ihre Fischeugen funkeln. »Natürlich wollte sie mir ihren Na-

men nicht verraten, aber als sie ihre Taschen geleert hat, habe ich ein altes Rezept gefunden. Leute, ihr werdet nicht glauben, wer da gerade in unserer Zelle sitzt.« Sie legt eine effekthascherische Pause ein. »Alicia Cortez.«

Javier spuckt prustend seinen Kaffee aus, der sich prompt über Big Mike ergießt. Big Mike knallt seine eigene Tasse so abrupt auf den Tisch, dass die braune Flüssigkeit überschwappt und auf Roys Schoß tropft, woraufhin dieser aufspringt und sich hektisch die Flecken abwischt.

Alle reden auf einmal. Roy, der das Revier erst seit drei Jahren leitet, ist im Gegensatz zu den anderen mit den lokalen Größen nicht vertraut. Sein Kopf schmerzt – von der brutalen Neonbeleuchtung, vom Unterzucker, da er sein Sonntagssandwich noch nicht bekommen hat, und weil in seiner Arrestzelle eine neunzigjährige Mörderin sitzt. Er muss für Ordnung sorgen, und zwar schleunigst. Sein normalerweise konzentriertes, pflichtbewusstes, wengleich mittelmäßig begabtes Team scheint sich in den Fängen eines seltsamen kollektiven Gefühlssturms zu befinden. Die Luft knistert regelrecht vor Elektrizität.

»*La Rosita Negra*«, stößt Javier hervor.

»Mund halten, und zwar alle miteinander«, bellt Roy. Keiner hat ihn jemals so laut gehört. »Kann mir um Himmels willen endlich jemand verraten, wer zum Teufel Alicia Cortez ist?«, fügt er hinzu und blickt finster in die verblüfften Gesichter ringsum.

Kapitel 1

Key West, im Juni 1919

Das Erste, was Alicia an ihrer neuen Heimat auffiel, war der Gestank. Beißender Kloakengeruch lag in der Luft, der noch penetranter wurde, als sich die Fähre aus Havanna dem Hafen näherte. Sie zog ein Taschentuch aus ihrer Handtasche und hielt es sich vor die Nase.

»*Dios mio*«, sagte sie zu dem älteren Paar, das neben ihr an der Reling stand. »Wo kommt das bloß her?«

Die Frau deutete auf mehrere Reihen Holzfässer am Kai, über denen Schwärme von Fliegen schwirrten. »Es ist die *mierda* aus den Außenaborten. Sie wird später ins Meer gekippt.« Einen Moment lang musterte sie Alicia mit unverhohlener Neugier, ehe sie den Blick wieder abwandte.

Alicia zog sich den Strohhut tief ins Gesicht. Ihre Hautfarbe erregte stets Aufmerksamkeit, wo sie auch hinkam. Sie hatte eine afrikanische Mutter und einen kubanischen Vater; selbst in Havanna wurde sie angestarrt.

Während sie zum Kai hinübersah, begannen ein paar Männer mit entblößtem Oberkörper, die tropfenden Fässer auf ein Boot zu verladen. Alicia bemühte sich, den Würgereiz zu unterdrücken, aber es gelang ihr nur halb.

Hier hatten die Leute noch Plumpsklos? In ihrem Elternhaus, nun neunzig Meilen südlich gelegen, gab es alle modernen Annehmlichkeiten, fließend Wasser, elektrisches Licht, Messinglampen in jedem Zimmer. Mamacita kochte auf einem Gasherd. Gerade mal neunzig Meilen, aber genauso gut hätten es zweitausend sein können. Kuba lag weiter entfernt als ein Märchenland.

Längst vermisste sie den Geruch von Havanna, dieses einzigartige Potpourri aus Abgasen, Abwässern, Zigarettenrauch, kubanischer Küche und etwas undefinierbar Altem, das durch jede Straße, jedes Gebäude wehte: dem Staub der Jahrhunderte. Erst jetzt, da sie nie mehr zurückkehren konnte, fehlte ihr das alles.

Wieder fragte sie sich, zum tausendsten Mal seit jener schrecklichen Nacht: *Was habe ich nur getan?* Alles war so schnell passiert, ihre ganze Zukunft hatte sich in einer einzigen Sekunde der Verzweiflung in Rauch aufgelöst. Unmöglich, dass das gerade mal drei Tage her war. Selbst als sie an Bord der Fähre gegangen war, hatte sie noch geglaubt, dass es eine Lösung geben, ihr Vater schon irgendwie dafür sorgen würde, dass sie bleiben konnte. Sie hatte Mitleid von ihm erwartet, war felsenfest davon überzeugt gewesen, er würde verstehen, was sie erlitten, was sie zu diesem Ausbruch, diesem Akt der Gewalt getrieben hatte. Doch statt sie zu trösten, hatte er ihre Tränen mit Schweigen erwidert. Er hatte sich nicht einmal von ihr verabschiedet, sondern sich stattdessen in seinem Arbeitszimmer verbarrikadiert, als sie vom Taxi abgeholt worden war.

Mamacita, in Tränen aufgelöst, hatte sie begleitet und ihr ein Bündel zerknitterter Dollarnoten in die Hand

gedrückt. »Du musst gehen, *niña*. Es ist zu deiner eigenen Sicherheit!« Und so hatte Alicia ihren Platz auf der Fähre eingenommen, inmitten von Touristen auf Vergnügungsreise, Geschäftsleuten und Familien, die Verwandte besuchen wollten. Sie hatte sich so hilflos gefühlt, als hätte man sie in Ketten auf das Schiff geführt. Ein letzter Blick auf die uralten Mauern des Castillo el Morro, und die Fähre hatte abgelegt, ein Stück weit begleitet von den Möwen, die wie zum Spott in ihrer Freiheit regelrecht zu schwelgen schienen.

Während der Überfahrt hatte sie genügend Zeit gehabt, über ihre Lage nachzudenken: Sie war aus ihrem Elternhaus verbannt worden, mit nichts als einem Koffer; auf sie wartete eine eilig arrangierte Stellung als Aushilfe in einem Teesalon, der von ihrer Cousine Beatriz betrieben wurde, die sie so gut wie überhaupt nicht kannte. Sie waren sich nur ein einziges Mal begegnet, als Kinder bei einer Familienhochzeit, und da sie zehn Jahre auseinander waren, hatten sie sich auch nichts zu sagen gehabt. Alicia erinnerte sich vage an ein dickliches, selbstbewusstes Mädchen mit wissendem Blick und den glänzenden Augen einer Drossel. Zumindest, dachte sie, würde der Teesalon ihr eine Zuflucht in einer übel beleumundeten Stadt bieten, ihr Gelegenheit geben, sich zu sammeln und in Ruhe zu überlegen, wie es weitergehen sollte. Doch es wollte ihr beim besten Willen nicht gelingen, sich mit der Vorstellung von hübsch dekorierten Tischchen und dezentem Gemurmel anzufreunden.

Sie starrte in die Wellen. Im schaumigen Blau glaubte sie Gesichter zu erkennen: die düstere Miene ihres Vaters, Raouls zornig gebleckte Zähne, Mamacitas schmerz-

liche Züge, als sie ihr Lebewohl gesagt hatte. Sie schloss die Augen, doch das schien die Planken unter ihr nur noch mehr ins Schwanken zu bringen.

Was geschehen ist, kann man nicht ungeschehen machen.

Einen Moment lang zog sie in Erwägung, einfach aufzugeben. Ein kurzes Platschen, und alles wäre binnen Sekunden vorbei. Vielleicht würde die Strömung ihre sterblichen Überreste nach Havanna zurücktreiben. Wo sie hingehörte.

Aber nein, das konnte sie nicht tun. Wasser hatte ihr schon immer Angst gemacht – sie erinnerte sich noch an die erfolglosen Versuche ihres Vaters, ihr das Schwimmen beizubringen. Und so umklammerte sie die Reling so fest, dass ihre Knöchel weiß hervortraten, während ihr das Blut in den Kopf schoss.

Dann nahm sie aus dem Augenwinkel ein Blitzen wahr, gefolgt von einem weiteren Aufblitzen, und plötzlich waren da Dutzende von fliegenden Fischen, die mit Silberflügeln aus dem Wasser sprangen. Sie beobachtete, wie sie durch die Luft segelten und wieder in die Fluten tauchten, von einem Element ins andere. Die Umstehenden sahen begeistert zu, und ihr wurde bewusst, dass sie für sie nichts weiter als eine ganz gewöhnliche Mitreisende war. Ihre Schuld, die Familienschande, all das lag jetzt hinter ihr, verschwunden im schaumigen Kielwasser der Fähre. Zum ersten Mal besserte sich ihre Stimmung: *Wenn ein Fisch fliegen kann, gibt es für mich ja vielleicht auch einen Funken Hoffnung.*

Die Fähre verlangsamte ihr Tempo und hielt, kurz bevor sie den Kai erreicht hatten. Der beißende Gestank

lag auf ihrer Haut wie der Ölglanz auf dem blauen Wasser. Sie straffte die Schultern, wobei sie den Pesthauch versehentlich tief einatmete und sich ihr abermals der Magen umdrehte. Diesmal ging ihr Frühstück in hohem Bogen über die Reling; den fliegenden Fischen schien es nichts weiter auszumachen.

Die alte Frau tätschelte mütterlich ihren Arm. Alicia wischte sich die Lippen mit ihrem Taschentuch ab. »Wieso stehen wir hier?« *An Land kann es nur besser werden*, dachte sie.

Der alte Mann nickte in Richtung eines Truppentransportschiffs, das ihre Einfahrt blockierte. »Wahrscheinlich müssen wir warten, bis die weg sind.« An der Reling des Transporters standen Aberdutzende von Soldaten. Weiße Verbände – an Köpfen, Armen, Leibern – leuchteten im Sonnenlicht, verliehen den Männern ein nahezu festliches Aussehen, das jedoch von ihren erschöpften grauen Gesichtern Lügen gestraft wurde. Ein paar von ihnen hoben die Hände und piffen.

»Ich habe hier noch nie einen Truppentransporter gesehen«, sagte der alte Herr. »Normalerweise würden die den Marinestützpunkt anlaufen.« Er rückte seine Brille zurecht. »Ah, *sí*, sehen Sie das?« Er deutete mit seiner von Altersflecken übersäten Hand auf das schwer beschädigte, rußgeschwärzte Heck. »Wahrscheinlich eine Mine.« Er nahm den Hut ab und wischte sich über die Stirn.

Alicias Blick schweifte zu den wie Dominosteine übereinandergestapelten Särgen auf dem Achterdeck, alle mit dem Sternenbanner umhüllt.

»Die armen Seelen«, murmelte die alte Dame und bekreuzigte sich über ihrem ausladenden Busen.

Auf dem Transportschiff kam es zu einem Handgemenge. Rufe und Gelächter schallten durch die kloakengeschwängerte Luft herüber, und im nächsten Moment stürzte ein bulliger Typ über die Reling ins Wasser.

»Oh! Was ist denn jetzt passiert?«

Er kam wieder an die Oberfläche und brüllte jemandem einen Fluch zu, während er mit den Armen ruderte und zum Kai schwamm.

Alicia wandte den Blick ab und nahm Key West in Augenschein: *Cayo Hueso*, die Insel der Knochen. Es gab tausend Namen für die Insel, aber sie hatte sie sich ganz anders vorgestellt.

Am Kai hatte sich eine Menschenmenge versammelt; die Leute warfen kleinen farbigen Jungs Münzen zu, die unter Jubelschreien ins Hafenbecken sprangen. Vor ihrem inneren Auge sah sie den Hafen von Havanna, die rosa, türkisfarbenen und mit Gold verzierten Häuser, die imposanten Torbögen, die verschnörkelten Balkone, die elegante, von Palmen gesäumte Promenade. Hier war alles grau, von den Kanalarbeitern in ihren schmutzigen Monturen bis hin zu den verwitterten Holzgebäuden, die verglichen mit dem, was sie zurückgelassen hatte, einfach nur armselig und schäbig wirkten. Das Transportschiff und seine Fracht gebrochener Männer boten einen nicht minder trostlosen Anblick.

Die Insel war flach, so flach, dass sie auf dem Wasser zu treiben schien. Weit und breit gab es weder grüne Berge, die dem Auge Labsal gewesen wären, noch sanfte Hügel, auf deren Hängen Bananenbäume ihre üppige Pracht entfalteten. Nichts vermochte die Kargheit dieses schmalen, von Mangroven umwucherten Felsens zu

lindern. Selbst die wenigen Bäume wirkten kümmerlich im Vergleich zu den majestätischen Banyanbäumen mit ihren weit ausladenden Ästen und den duftenden Pinienwäldern ihrer Heimat. Hier war alles ausgedörrt, staubig, kahl. Die Knocheninsel, in der Tat.

Sie berührte den emaillierten Anhänger an ihrer Brust; die Kette mit dem *tocororo* hatte ihr Mamacita kurz vor der Abfahrt der Fähre hastig um den Hals gelegt.

»Unser Nationalvogel«, hatte Mamacita erklärt. »Er wird über dich wachen und dich eines Tages zu uns zurückbringen.« Alicia erinnerte sich, dass der Vogel einging, wenn man ihn in einen Käfig sperrte.

Sie gestattete sich einen letzten Blick auf das glitzernde Blau des Meeres in ihrem Rücken. Hinter dem Horizont lag Kuba, ihr Zuhause. *Aber das hier ist meine neue Heimat.* Eisige Tentakel der Verzweiflung schlossen sich um ihr Herz. Trotz ihres Entschlusses stieß sie ein leises Schluchzen aus.

Der alte Mann musterte sie mit wässrigen Augen. »Werden Sie abgeholt, Señorita?«

»Ja. Von meiner Cousine Beatriz. Sie betreibt einen Teesalon.« Es war sinnlos, sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen. Das Kielwasser der Fähre hatte sich längst im Meeresblau verloren.

»Viele kommen hierher, um ein neues Leben zu beginnen.« Er schenkte ihr einen tröstenden Blick. »Willkommen in Amerika.«

An Bord des Truppentransporters zog John ein letztes Mal an seiner Zigarette und warf sie dann über Bord.

Tja. Und wir sind die, die noch mal Schwein gehabt haben.

Seine Kameraden lehnten an den Schotten, stützten sich auf Krücken oder hielten sich gegenseitig aufrecht. Zu den bemitleidenswertesten Gestalten gehörten diejenigen, die die Krankheit erwischt hatte, die zum Zeitpunkt des Waffenstillstands in den Lazaretten grassierte. Es ging das Gerücht, dass *la grippe* ebenso viele Todesopfer gefordert hatte wie der Krieg selbst. Sie konnten sich kaum auf den Beinen halten, und nachts bekam man wegen ihres bellenden Hustens kein Auge zu.

Aber sie waren endlich wieder in der Heimat. Mit einem der letzten Truppentransporter hatten sie Europa verlassen, und als wäre die stürmische Atlantiküberfahrt nicht schon Strafe genug gewesen, hatte es auch noch eine Explosion gegeben, als sie schon fast in Sichtweite von Key West gewesen waren. Zwar machten keine U-Boote mehr die Karibik unsicher, wie der Kapitän gesagt hatte, aber die vom Feind hinterlassenen Minen stellten immer noch eine Gefahr dar. Und er hatte recht behalten. Mitten in der Nacht waren sie von einem Höllenlärm geweckt und durch die Detonation aus ihren Kojen geschleudert worden; ab da war es nur noch im Schneckentempo weitergegangen. Es hätte weiß Gott um vieles schlimmer kommen können, war aber so ziemlich das Letzte, was sie sich auf den letzten Metern gewünscht hatten.

Der vertraute Kloakengeruch wehte zu ihm herüber.

Wieder zu Hause.

Rudy gesellte sich zu ihm. Seine hohlen Wangen waren gerötet. »Willst du 'ne Kippe?« Rudy hatte stets Zigaret-

ten, selbst wenn sie allen anderen ausgegangen waren, und trotz seines Dauerhustens – das deutsche Giftgas hatte seine Lunge versengt – rauchte er weiter wie ein Schlot. Rauchen war seine Liebe, sein Hobby, vielleicht sogar seine Religion. Diese grimmige Entschlossenheit war beeindruckend.

»Hier, behalt das Päckchen.« Rudys Hand zitterte leicht. »Damit du den Gestank nicht den ganzen Tag in der Nase hast.«

Rudy klebte geradezu an John, seit sie an Bord gegangen waren. Als wären sie Freunde. John hatte keine Freunde. Kameraden schon. Aber keine Freunde. Freunde waren eine Bürde. Wer Freunde hatte, bezahlte dafür nur allzu oft mit dem Leben. Er hatte es Hunderte, vielleicht Tausende von Malen mit eigenen Augen an der Front erlebt. Männer kamen urplötzlich aus der Deckung. Sie liefen ins offene Feuer, obwohl sie zurückbleiben sollten. Sie rannten ins Niemandsland, um jemanden zu retten, der sowieso in Stücke geschossen worden war.

Aber nicht er. Nach seiner Ankunft in den Argonnen hatte er sich erst einmal umgesehen und schnell herausgefunden, dass er nur dann überleben würde, wenn er sich aus allem heraushielt. Er konnte es sich nicht leisten, sich in irgendeiner Weise für die anderen verantwortlich zu fühlen, wenn die Granaten nur so hagelten und ockerfarbene Giftgasschwaden um ihre Köpfe waberten. Seine Aufgabe bestand darin, den Feind zu töten und Territorium zu erobern, blutgetränkten um blutgetränkten Meter. Deshalb hatte er sich freiwillig gemeldet, und nicht, um den Babysitter für jemanden zu spielen.

»He, John.« Rudy deutete auf die Fähre, auf deren Deck die sichtlich ungeduldigen Passagiere warteten. »Sieh dir mal die Beine an. Wahnsinn.« An der geschwungenen Reling stand eine Frau in einem grünen Kleid, die sich mit einem älteren Paar unterhielt – ein Farbtupfer im eintönigen Braun und Grau des Hafens. Der Schatten ihres Strohhuts fiel über ihr Gesicht. Dann beugte sie sich plötzlich über die Reling.

»Ganz nett.« John zuckte mit den Schultern. Frauen brauchte er genauso wenig wie Freunde. Pearls Mädchen reichten ihm vollkommen. Dort würde er sich ganz in Ruhe entspannen, wenn er bei Thomas vorbeigesehen und seinen alten Herrn aufgesucht hatte. Zwei Jahre lang war er durch Schlamm, Scheiße und Blut gerobbt, und sein Vater würde Bauklötze staunen, dass er jetzt als Kriegsheld heimkehrte. Sobald er sich auf Vordermann gebracht hatte, würde er zum Kohlenmeiler rausfahren und ihn überraschen.

Rudy hustete so heftig, dass ihm die falschen Zähne aus dem Mund flogen. Obwohl er erst zweiundzwanzig war, hatte Rudy kaum noch eigene Zähne; die Prothesen, die er mit Kaugummi an Ort und Stelle hielt, fielen des Öfteren heraus, und John war inzwischen Experte darin, sie im Flug aufzufangen. Dieselben schnellen Reflexe hatten ihm an der Front mehrmals das Leben gerettet und ihm den Spitznamen »Lightning Jack« eingebracht.

»Mann«, nuschelte Rudy, während er seine Zähne wieder in den Kiefer pfriemelte. »Du hast wohl Briketts auf den Augen!« Er sah erneut zur Fähre hinüber. »Das ist 'ne echt scharfe Braut.«

John gab keine Antwort, aber das war auch gar nicht

nötig. Es störte Rudy nicht, wenn er schwieg; manchmal salbaderte er stundenlang und gab sich dennoch mit ein paar Grunzern als Antwort zufrieden.

Einer würde sich damit garantiert nicht abfinden: der massige, kahlköpfige Sergeant mit der Boxernase und dem Keilerblick, der soeben mit ein paar anderen unfreundlich dreinblickenden Infanteristen herübergeschlendert kam. Auf dem zerschlissenen Namensstreifen stand »Hicks«, doch allgemein wurde er nur »der Irre« genannt, weil er ein gnadenloser Draufgänger war, der sich an der Front stets ohne Rücksicht auf Verluste ins Getümmel gestürzt hatte. Schon die ganze Rückfahrt über war er um John herumgestrichen und hatte versucht, ihn zu provozieren, doch bislang hatte John eine tatsächliche Auseinandersetzung vermeiden können. Aber wohl nicht mehr lange, wie es aussah, da sich der Irre breitbeinig vor ihm aufbaute und die tätowierten Arme vor der Brust verschränkte.

»Morales«, bellte er. »Kommst du mit ins Bucket o' Blood, ein paar Bierchen zischen?«

Es war die übelste Kaschemme in einer Stadt, in der es von üblen Kaschemmen nur so wimmelte. Und er hatte keineswegs vor, sich Hicks und seinen Kumpanen anzuschließen – weder heute noch an irgendeinem anderen Tag. Der Krieg war vorbei, und damit gab es auch keinen Grund mehr, weiter mit ihnen herumzuhängen. Ein paar von den Männern verdankten John ihr Leben, aber er wollte keine Dankbarkeit und auch nicht über längst geschlagene Schlachten reden. Er wollte einfach nur seine Ruhe, den alten Herrn und Thomas aufsuchen und dann an sein altes Leben anknüpfen.

»Nein, danke.« Er drehte sich wieder zur Reling und richtete den Blick auf die Fähre. Das Mädchen im grünen Kleid hatte sich ausgekotzt und sah jetzt zu ihrem Deck herüber, genau in seine Richtung. Rudy hatte recht. Sie hatte klasse Beine. Er beschloss, den Irren zu ignorieren, in der Hoffnung, dieser würde sich ein anderes Opfer suchen.

»Wieso nicht, Morales?« Hicks packte ihn an der Schulter, riss ihn herum und atmete ihm ins Gesicht. »Hältst du dich für was Besseres, oder was?«

»Nein ...« John überlegte, welche Alternativen ihm blieben. Er war nicht klein geraten, aber Hicks überragte ihn um fast zehn Zentimeter und war sicher fünfzehn Kilo schwerer. Doch so mochte er sie: feist und dumm. »Bloß, weil du schlimmer stinkst als die Fässer mit der Scheiße.« Rudy zog warnend die Augenbrauen hoch, während John noch einen draufsetzte. »Außerdem würde ich lieber meine eigenen Augen verspeisen, als auch nur eine weitere Minute mit euch Typen zu verbringen.« Er hielt kurz inne, ehe er hinzufügte: »Du fettes Schwein.«

Der erste Schlag traf ihn in die Magengrube. Es kam ihm gerade recht, er hatte nur darauf gewartet. Seit einer Ewigkeit hatte er sich selbst nur noch gefühlt, wenn er tötete, wenn er jemanden angriff oder angegriffen wurde. Und er war gut darin, das sagten alle; er hatte sogar einen Orden bekommen. Nur im Kampf fühlte er sich lebendig. Alles andere verschwand dann in einem roten Nebel.

Der Schmerz raubte ihm den Atem. Er krümmte sich vornüber, wartete, dass Hicks einen Fehler machte, und wurde nicht enttäuscht. Der Irre ging nach vorn, um ihm

einen Kinnhaken zu verpassen, doch er wich aus und knallte ihm die Faust so hart unter den Kiefer, dass das Blut nur so aus seinem Mund spritzte. Während Hicks noch um sein Gleichgewicht rang, nutzte John die Gelegenheit und stieß ihn über die Reling. Es war kinderleicht, eine fließende Bewegung, fast wie bei einem Tanz. Hicks brüllte noch einen Fluch, bevor er mit einem lauten Klatschen auf dem Wasser aufschlug.

»Will noch jemand 'ne Runde schwimmen?«, keuchte er. Sein Bauch schmerzte höllisch, doch in seinen Adern pulsierte das Adrenalin. Ein Teil von ihm – jener Teil, der auf den Schlachtfeldern zum Leben erweckt worden war – wünschte sich, dass sie auf ihn losgehen würden.

Doch die anderen machten kehrt; einer murmelte sogar, sie hätten offenbar dem Verkehrten den Spitznamen »Irrer« verpasst. Als sie sich verzogen hatten, ließ John sich gegen die Wand sinken und versuchte wieder zu Atem zu kommen.

Rudy kniete neben ihm nieder. »Alles okay, Mann?« Er half John auf die Beine. »Du lieber Himmel, hättest du nicht einfach einlenken können? Welcher Teufel ist nur in dich gefahren?«

Dieser Frage war John während der langen Überfahrt immer wieder erfolgreich ausgewichen, und er hatte nicht die Absicht, sie jetzt zu beantworten.

»Gib mir mal eine Kippe.«

Rudy musterte ihn von oben bis unten. »Du wolltest mir doch die Kneipen und Freudenhäuser zeigen. Kriegst du das jetzt noch hin?«

Verdammt. John hatte es ganz vergessen – sein Versprechen, Rudy die Stadt zu zeigen. Da hatte er bereits

eine halbe Flasche Rum intus gehabt. Rudy wollte in einer Woche mit der East Pacific Railroad nach New Jersey zurückfahren, sich vorher aber eine ordentliche Runde Suff und Huren gönnen. »Machen wir schon.«

»Du bist mein Fremdenführer, Lightning Jack«, sagte Rudy. »Und ich werde dir nicht von der Seite weichen. Einem Kriegshelden können die Mädels nicht widerstehen. Wir werden knietief in Unterhöschen stehen.« Sein erwartungsfrohes Lachen hatte den nächsten Hustenanfall zur Folge. »Komm, zeig mir endlich mal deinen Orden.«

John ließ die Hand in die Jackentasche gleiten. Seine Finger schlossen sich um einen vertrauten Gegenstand, den er immer noch bei sich hatte, trotz all der endlosen Meilen, die er zwischen sich und jene zerstörte Dorfkirche in Frankreich gebracht hatte. »Vielleicht ein andermal.«

Sie würden ein ziemlich komisches Duo abgeben, dachte John – er, gebaut wie ein Schwergewichtler, mit südländischem Teint, und Rudy, rosig und mager wie ein ausgehungertes Schweinchen. Die Mädels würden sich vor Lachen nicht mehr einkriegen.

John beschloss, ein paar Tage mit Rudy um die Häuser zu ziehen und ihn dann loszuwerden. Er war Experte darin, Leute loszuwerden, und selbst in einem kleinen Ort wie Key West würde es ihm kein bisschen schwerfallen.

Vom Kai aus beobachtete Dwayne, wie die Soldaten von Bord gingen. Er hatte seine Lieferrunde für Mr. Jolovitz unterbrochen, würde die verlorene Zeit aber bestimmt

aufholen können, wenn er nachher die Beine in die Hand nahm. Das Pearl's lag nicht weit entfernt, und dort sah er am liebsten vorbei. Es versprach ein ganz besonderer Tag zu werden.

Als er davon gehört hatte, dass ein Truppentransportschiff nicht den Marinestützpunkt, sondern den Hafen anlaufen würde, war er sofort losgeflitzt. Es war Ehrensache, zusammen mit den übrigen Bewohnern der Stadt den Schiffen zuzuwinken, wenn sie in den Hafen einliefen. Die Stadt hatte in letzter Zeit zwar reichlich Militär-angehörige beherbergt, doch war dies seine erste Gelegenheit, echte Kämpfer aus der Nähe zu sehen, Männer, die direkt aus dem Krieg kamen.

Sie sahen nicht so aus, wie er erwartet hatte.

Ihre Uniformen waren schmutzig, zerschlissen und allgemein in einem miserablen Zustand. Den Männern steckte die Erschöpfung sichtlich in den Knochen. Einige hatten den Blick gehetzter Tiere und hielten sich die Ohren zu, da sie das Gejohle der Menge offenbar nicht ertragen konnten. Manche weinten, knieten nieder und küssten den Boden des Kais, während ihre Kameraden an ihnen vorbeistiefelten. Er hatte damit gerechnet, viele Verwundete zu sehen. Genau das passierte doch im Krieg, Menschen wurden verwundet. Er wusste nicht genau, warum sie in den Kampf gezogen waren, außer dass die Deutschen irgendetwas Schlimmes angerichtet hatten, weshalb die ganze Welt sie jetzt hasste. Aber das spielte keine Rolle. Wichtig war, dass diese Männer, diese müden, abgerissenen Gestalten, den Krieg gewonnen hatten. Auch wenn sie ganz und gar nicht wie Sieger aussahen, sondern wie kranke alte Männer. Alle außer

einem großen dunkelhaarigen Typen, der die meisten anderen Heimkehrer überragte. Doch es war nicht nur seine Haltung, die ihn aus der Menge heraushob, sondern vor allem sein Blick: Er wirkte, als hätte er noch ein paar Rechnungen offen. In einer Welle von Khakiuniformen trieb er an Dwayne vorbei, und dann war er auch schon außer Sicht.

Dwayne richtete seine Aufmerksamkeit auf die Fähre aus Havanna, die gerade angelegt hatte. Die Passagiere strömten die Rampe hinunter, eilten in alle Richtungen. Eine Frau stach ihm ins Auge, jung und ganz allein. Sie trug ein grünes Kleid und einen Hut, den sie sich tief in die Stirn gezogen hatte, und mühte sich mit einem schweren Koffer ab. Im selben Moment ließ ein heftiger Windstoß eine Schar Möwen auffliegen, genau in ihre Richtung. Erschrocken ließ sie ihren Hut los, der von der Böe quer über den Kai gefegt wurde. Um ein Haar wäre er im Wasser gelandet, doch Dwayne machte einen Satz, ging zu Boden und bekam gerade noch die Krempe zu fassen.

Als er hochsah, ragte die Besitzerin des Huts über ihm auf. Zuerst fiel ihm ihr dunkler Teint auf, und urplötzlich schossen ihm die Worte seines Vaters durch den Kopf: »Die Vermischung der Rassen ist wider die Natur, vergiss das nicht.« Er wusste, dass Pa recht hatte, so wie mit allem anderen auch. Es stand ja auch in der Bibel. Doch dann blickte er in die schönsten Augen, die er je gesehen hatte. In ihrem Schimmer vermischten sich Blau, Grau und Violett wie in Meerglas oder Sturmwolken, und ihre dunkle Haut schien sie noch mehr zum Leuchten zu bringen.

Ein paar Strähnen hatten sich aus ihrem Knoten gelöst, die sie mit einer ungeduldigen Geste zurückstrich. »Danke.« Sie lächelte, aber es war ein trauriges Lächeln. »Kannst du mir den Weg zu Pearl's Tea Room zeigen?«

»Sie wollen zu Pearl?« Das letzte Wort kam – wie peinlich – mit einem Kiekser aus seiner Kehle. Er stand auf und reichte ihr den Hut. Sie sah nicht wie eins von Pearls Mädchen aus, aber man wusste es eben nie, wie Pa zu sagen pflegte.

Sie setzte den Hut wieder auf. »Eigentlich wollte meine Cousine mich abholen, aber ...«

Im selben Augenblick kam Miss Pearl angelaufen. »Alicia«, keuchte sie, »ich hab da drüben auf dich gewartet.« Sie deutete auf den Teil des Kais, wo der Truppentransporter ankerte. Dunkle Halbmonde zierten die Achseln ihres Kleids, dessen Dekolleté aus allen Nähten zu platzen schien.

Alicia, dachte Dwayne. Einen hübschen Namen hat sie also auch.

»Beatriz?«, sagte Alicia. »Ist ja eine Ewigkeit her, dass wir uns zuletzt gesehen haben.«

»*Momento, por favor.*« Dunkle Locken klebten auf ihrer Stirn. Sie zog einen Fächer aus ihrem Mieder und wedelte sich heftig Luft zu. »Du hast dich verspätet.«

»Ja«, sagte Alicia. »Wir mussten eine Weile warten, bis ...«

»Und du bist auch zu spät dran, Dwayne«, unterbrach Beatriz sie. »Wieso ist heute eigentlich niemand pünktlich?«

»Du kennst diesen Jungen?«

»*Sí*«, erwiderte Beatriz. »Er ist der Laufbursche von

Mr. Jolovitz, dem Gemischtwarenhändler, der den Tea Room beliefert. Aber wo du schon mal hier bist, Dwayne – du kannst dir 'nen Extranickel verdienen, wenn du Señorita Cortez' Koffer trägst. *Andale.*«

Mit einem fröhlichen »Ja, Ma'am, Miss Pearl« hievte er den Koffer auf sein Wägelchen. Dann ging er ihnen zum Zollhaus voran, vorbei an geduldig wartenden Kutschpferden und Haufen von rosafarbenen Muschelhörnern.

Immer wieder sah er verstohlen zu Alicia. Diese Hautfarbe war einfach unglaublich, aber mit ihrem tief in die Stirn gezogenen Strohhut wirkte sie, als wäre sie am liebsten unsichtbar. Der Anblick machte ihn traurig, fast so traurig, wie sie aussah. Er fragte sich, was einem derart hübschen Mädchen wie ihr wohl auf der Seele liegen mochte. Gleichzeitig kam ihm in den Sinn, was sein Vater häufig zu sagen pflegte: »Allein der Herr weiß, was wirklich im Herzen eines Menschen vor sich geht.«

Doch dann dachte er daran, was er sich mit dem Extranickel alles kaufen konnte, und schon hob sich seine Stimmung wieder. Er besaß vier der fünf Zorro-Episoden des *All-Story Weekly*, alle unter seinem Bett versteckt. Und jetzt konnte er sich die letzte Folge leisten.

Was für ein Tag. Ja, ein ganz besonderer Tag.

Kapitel 2

Gemeinsam mit Beatriz und Dwayne machte Alicia sich auf den Weg in die Stadt, über ungepflasterte Straßen, auf denen es vor khakifarbenen Uniformen nur so wimmelte. Sie sah Hunderte von Soldaten mit ihren Seesäcken auf den Schultern, wie eine Woge, von der sie sich mitreißen ließ, während ihre Schuhe unter einer immer dickeren Schicht aus weißem Kalksteinstaub verschwanden. Ein Mann lenkte seinen Wagen um ein tiefes Schlagloch herum und hupte. Alicia blickte in ein zu einem schmierigen Grinsen verzogenes Gesicht.

»Und? Wie viel, Schätzchen?«

Beatriz verscheuchte ihn mit einer unwirschen Geste ihres Fächers, während Dwayne den Karren weiterzog. Alicia schätzte ihn auf vierzehn, ein halbes Kind noch mit seinen schlaksigen Armen und Beinen und dem Argwohn eines Welpen, der von allen Seiten bloß Tritte bekam. Noch nie hatte sie jemanden mit so karottenrotem Haar und so vielen Sommersprossen gesehen.

»Wieso nennt der Junge dich Pearl?«, fragte sie.

»Pearl heißt jede, die den Tea Room betreibt«, schnaubte Beatriz. »Vor mir gab es schon fünfzehn Pearls.« Sie steckte ihren Fächer ein und wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß ab. »Und nach mir wird es wohl noch viele andere geben.«